

Kleinere Mittheilungen.

Asien.

Höhenmessungen im Himalaya. Über die Bestimmung der Höhe des in den letzten Jahren öfters genannten Teram Kangri im Westhimalaya veröffentlicht das „Geogr. Journal“ einen Brief des Obersten C. Burrard, der als Ingenieuroffizier dort die Vermessungen leitet, an den bekannten Reisenden und Alpinisten T. G. Longstaff, der einigen Einblick in die Schwierigkeiten solcher Aufgaben gewährt. Demnach stellt sich auf Grund einer vorläufigen Berechnung die Höhe des Berges auf etwa 24.300 Fuß, das ist erheblich weniger als die Trigonometrical Survey erwartet hatte und als die Angaben Longstaffs lauteten. Seine Beobachtungen wurden von C. Burrard, beziehungsweise seinen Organen einer Revision unterzogen, und da stellte sich heraus, daß der Beobachter drei oder vier englische Meilen näher am Berge war, als in der Rechnung angenommen wurde, und so kam die zu große Zahl heraus. Infolge zahlreicher Irrtümer ist die indische trigonometrische Landesaufnahme mit der Zeit sehr vorsichtig geworden; so irrte sie sich beim Nanga Parbat um nicht weniger als 6000 Fuß, also um mehr als das Doppelte des Longstaffschen Fehlers; noch größer war die Fehlbestimmung bei den Peaks von Spiti, sie betrug über 8000 Fuß. Die starken Lichtreflexe, die von Schneefeldern ausgehen, geben hinsichtlich der Entfernungen zu großen Irrthümern Veranlassung, indem die Berge im Sonnenlicht erheblich näher erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind, während bei bewölktem Himmel das Gegenteil der Fall ist. Der derzeitige Beobachter in der Gegend des Teram Kangri, V. Collins, ist ein etwa 25jähriger Mann, der sich früher nie mit dem Bergsport befaßt hatte, jetzt aber zu Zwecken der Vermessungen recht bedeutende Höhen aufsucht; die höchste Station, von der aus er mit dem Theodoliten arbeitete, ist Skanpuk, 20.300 Fuß hoch gelegen; als er ankam, verhinderte ein Schneesturm jeglichen Ausblick und hielt mehrere Tage an, bis es schließlich soweit ausheiterte, daß er am sechsten Tage den Teram Kangri sehen konnte; die ganze Zeit war er auf ein kleines Zelt angewiesen. Da er den genannten Berg von vier verschiedenen Stationen aus maß, so muß das Resultat annähernd genau werden. Bekanntlich ist die Genauigkeit von trigonometrischen Höhenmessungen eine sehr geringe; die Rechnung ergab auf Grund der Collinsschen Aufnahmen eine Höhe von 24.489 Fuß, eine Angabe, die auf 100 Fuß als genau anzusehen ist, und mit der man sich bei diesen Verhältnissen zufrieden geben muß. —W—

Afrika.

Das Iboland und seine Bewohner. Obwohl verhältnismäßig nahe der Küste gelegen, gehört dieses Gebiet von Südnigerien zu den schlechter bekannten Teilen Afrikas. Als im Herbst des Jahres 1900 der englische Missionär George T. B a s d e n nach Onitsha kam, einer Ortschaft, die etwa 200 km oberhalb der Hauptmündung des Niger am Flusse gelegen ist, war über Land und Volk nur sehr Dürftiges bekannt, und die Karten erwiesen sich als wenig zuverlässig. Wohl waren dort schon anlässlich der unglücklich verlaufenen Nigerexpedition des Jahres 1841 Europäer gewesen, auch mehr als ein halbes Jahrhundert lang waren dort Missionäre tätig gewesen, allein erst im letzten Dezennium, eben seit die Verwaltung des Landes tatsächlich durch die englische Regierung besorgt wird, kam man so weit, etwas über Land und Leute zu erfahren, die außerhalb der an den Flüssen gelegenen Städte und eventuell einigen Missionsstationen und Faktoreien wohnten.

Die Ibos, auf deutschen Karten wohl meistens Ebos geschrieben, sind ein für afrikanische Verhältnisse recht bedeutender Volksstamm, indem sie an drei Millionen Seelen zählen und etwa die Hälfte der Bewohner Südnigeriens ausmachen dürften; auch nach anderer Richtung hin bieten sie manches Bemerkenswerte. Die Grenzen ihres Landes sind nunmehr ziemlich gut bekannt, sie sind in Distrikte eingeteilt und eine ganze Reihe von Regierungsstationen ist über ihr Gebiet verteilt; auch Missionsstationen sowie Handelsunternehmungen sind in den letzten Jahren in beträchtlicher Anzahl erstanden. Im Deltagebiet des Niger, speziell in der Gegend von Bonny und anderen Küstenstädten, sind die Ibos nicht einheimisch, sondern die dortige Ibobevölkerung besteht größtenteils aus Sklaven; allein an Zahl sind sie wohl der Urbevölkerung überlegen, und das kommt auch in der Sprache zur Geltung, indem das Bonny-Ibo allgemein den anderen im Delta gesprochenen Dialekten gegenüber dominiert. Von der Küste des Golfes von Guinea, etwa von dem zwischen dem Nigerdelta und Calabar liegenden Bonny aus, erstreckt sich die Grenze ihres Gebietes in nordöstlicher Richtung, die Gebiete der Ibibis, Arochuku und Efikstämme streifend, bis an den Mittellauf des Cross River, den es kurz unterhalb seiner scharfen Biegung erreicht. Nachdem der Parallelkreis von $6^{\circ} 30'$ überschritten ist, verschmälert sich das Ibogebiet keilförmig, und seine Nordgrenze erreicht die Grenze von Nord- und Südnigerien, wo die Akpotos und Munshis ihre Grenz-nachbarn werden. Weitaus kleiner ist ihr Gebiet auf dem rechten Nigerufer, wo es sich bis in die Gegend von Akbor erstreckt.

Was die Bodenverhältnisse anbelangt, so sind sie auf einem so ausgedehnten Gebiete begreiflicherweise recht verschieden. Im unteren Nigerdelta ist das Land flach und nach allen Richtungen von Wasserläufen durchschnitten, den größten Teil des Jahres über bildet es eigentlich nichts anderes als einen ausgedehnten Sumpf. Erst in der Nähe von Onitsha gelangt man auf trockenes Land, und

ostwärts ändert sich dann das landschaftliche Bild sehr rasch, nach allen Richtungen sieht man hübsche Anhöhen und Täler, allein nur wenig Wald; Gebüsch und mooriger Boden wechseln ab, da und dort sind auch Baumgruppen zu beobachten. Kommt man näher, so findet man entweder Ansiedelungen, die zu Verteidigungszwecken mit Bäumen umpflanzt sind, oder Begräbnisstätten. Der Boden ist sandig, von rötlicher Färbung und für den Anbau recht minderwertig; trotz ausgiebiger Bearbeitung vermag er nur wenig zu produzieren und die Bevölkerung muß sich der Hauptsache nach auf Yam und Kassave beschränken; Mais, Bohnen und Brotbaum kommen erst in zweiter Linie in Betracht.

Ganz anders ist das Bild auf dem Westufer des Niger, wo ein großer Teil des Bodens von jungfräulichem Walde bedeckt ist, in den nur da und dort Lichtungen geschlagen sind, entweder zur Anlage von Städten oder für Plantagenbau. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und ohne viel Arbeit gedeiht die Yamswurzel vorzüglich. Prächtige Nutzhölzer wachsen da, so eine Art Mahagoni, dann ein anderes, als Iroko bezeichnetes Holz, das seinen Hauptwert dadurch erhält, daß es den sonst alles zernagenden Termiten Widerstand leistet. Die auf dem anderen Nigerufer so geschätzte Kassave wird nur sehr wenig kultiviert und von der Bevölkerung als Speise geradezu verachtet.

Wie das so oft von tropischen Landschaften festgestellt wird, fällt dem Europäer der Mangel an Blumen auf; einige lilienähnliche Gewächse und Orchideen sind das einzige, was der eingangs erwähnte Missionär in seinem Berichte im „Geogr. Journal“ erwähnt. Wirtschaftlich wesentlich wertvollere Gewächse sind einige Palmen, so die Ölpalme, die in größerer oder geringerer Häufigkeit im ganzen Ibolande wächst, ferner die Weinpalme und einige andere Palmen, aus denen sich die Eingeborenen die beim Versagen europäischer Schnapsquellen so nötigen geistigen Getränke herstellen. Außerdem dienen die genannten Palmen zum Hüttenbau und mannigfachen anderen Zwecken.

Auffallend gering ist der Wildreichtum, was damit zusammenhängt, daß fast jeder Eingeborene sein Gewehr hat; auch war bis zur Einrichtung einer geordneten Verwaltung die Erwerbung von Schießpulver mit keinen Schwierigkeiten verbunden. Früher bestand ein erheblicher Elfenbeinhandel, allein gewiß seit vielen Jahren sind die Elefanten dort ausgerottet; dagegen wimmelt es in den zahlreichen Wasserläufen von Krokodilen und Nilpferden, auch machen sich bisweilen die Leoparden unangenehm bemerkbar. Im übrigen hat aber die das ganze Jahr über betriebene Raubwirtschaft dem Wildbestande schwere Wunden geschlagen, und nur die unzulänglichen Waffen, die geringe Durchschlagskraft der alten Büchsen, hat den dickhäutigen Wasserbewohnern ihre Existenz gesichert.

In manchen Orten sind die Affen zu einer wahren Landplage geworden, da sie nämlich als heilige Tiere betrachtet werden, deren Tötung zu jenen Repressalien führt, wie sie eben bei religiösen

Streitigkeiten auf der ganzen Welt beobachtet werden. Einen ähnlichen Schutz genießen die Fische mancher Flüsse, auch Iguane, Krokodile, Schildkröten und große Schlangen genießen da und dort diese Auszeichnung.

Wie der Verfasser vermutet, hängt mit den Differenzen in landwirtschaftlicher und damit wirtschaftlicher Beziehung auch das Aussehen der Bevölkerung zusammen: auf dem linken Nigerufer sind die Ibos verhältnismäßig mager und sehen schlechter aus als ihre Brüder auf dem rechten, da sie um ihre kärgliche Nahrung viel schwerer arbeiten müssen; auf dem rechten Ufer neigen sie zur Korpulenz und Faulheit. Sehr verschieden ist die Hautfärbung; sie variiert im ganzen Gebiete von einer lichten olivenbraunen Färbung bis zum dunkelsten Schwarz. Auffallend häufig sind die Albinos, die aber keineswegs als Monstrositäten betrachtet werden. Vorwiegend trifft man flache breite Nasen, indessen sind Leute mit geraden Nasen keine Seltenheit; allen gemeinsam sind die großen, weit offenstehenden Nasenlöcher. Prächtig ist die Muskelentwicklung, und manche von den landesüblichen Tänzen erfordern ein ganz außergewöhnliche Maß von Kraft und Ausdauer, wovon man sich bei uns kaum eine Vorstellung macht.

Wie bei vielen Naturvölkern sind die Ibos große Freunde von Schmuck- und Kleidungsstücken, die sie in einer für uns lächerlichen Weise kombinieren. Außerdem haben sie von früher her noch die Tätowierung, für die Bemalung des Körpers wird frischer Indigo mit anderen Pflanzenfarben gemischt. Besonders das schöne Geschlecht liebt die Bemalung, und manche Frauen zeigen sich in dieser Art von weiblichen Handarbeiten sehr geschickt, namentlich was Freihandzeichnen anbelangt. Nach Besprechung der Muster, die mehr oder minder von der Phantasie der Beteiligten abhängig sind, bemalen sie sich gegenseitig, was eine namhafte Geduld beiderseits voraussetzt, da sich dieser Schmuck über den ganzen Körper erstreckt; oft genug kommt es vor, daß der passive Teil bei der Prozedur einschläft. Der in einem hölzernen Gefäß gehaltene Indigo-saft wird mit Hilfe eines hölzernen spitzen Stäbchens, oder auch von geschickteren Zeichnerinnen mittels eines kleinen eisernen Instrumentes aufgetragen, mit dem sich scharfe Linien ziehen lassen. Nach wenigen Stunden nimmt die Zeichnung eine tiefblaue Färbung an und bleibt mehrere Tage.

Ein anderes Verfahren führt zu einem permanenten Schmuck und erfreut sich im ganzen Ibogebiet großer Beliebtheit: auf die Haut wird Kalk zerrieben, darauf mit Kohle das Muster gezeichnet, dann werden längs des Musters kleine Einschnitte in die Haut gemacht, die mit Baumwolle offen gehalten werden. Darauf wird Kohle auf dem Operationsfeld verrieben. Außerdem reizt man die Wunden noch besonders, so daß sie mehrere Tage nicht zuheilen; der Effekt sind erhabene Narben.

Sehr charakteristisch ist die Tätowierung des Gesichtes, die in jeder Ortschaft nach anderen Mustern ausgeführt wird, so daß also

Stammesabzeichen existieren. Hier wird in die Hautwunden Kohle eingerieben, in anderen Fällen Lampenruß oder Pflanzenfarben. Die entstehenden Zeichnungen geben dem Gesichte ein geradezu groteskes Aussehen, sind aber unseren Begriffen nach häßliche Entstellungen.

Die Ibos sind sehr religiös, ihr Glaube ist indessen kein Götzendienst, sie sehen die als Götzenbilder angesprochenen Schnitzereien mehr als Vermittler an oder als greifbare Symbole, die ihnen bei dem Verkehr mit höheren unsichtbaren Wesen beistehen sollen; eine große Rolle spielten in den Zeiten vor der faktischen englischen Besetzung die Menschenopfer. Zirkumzision wird geübt, hat indessen heute keinen religiösen Charakter mehr; das Verständnis für die Bedeutung ist im Laufe der Zeit gänzlich verloren gegangen. Ausgeführt wird sie in den einen Gegenden wenige Tage nach der Geburt, in anderen erst in der Pubertätszeit.

Sehr merkwürdig sind einige Beziehungen zu semitischen Eigentümlichkeiten; so weisen manche Gebräuche auf Sitten der Leviten hin, und einige der Dialekte zeigen Eigentümlichkeiten, wie wir sie im Hebräischen finden. Die Rechtsverhältnisse bieten auch manches Bemerkenswerte; so ist Landbesitz unveräußerlich, und selbst wenn eine Familie ihren Landbesitz verlassen oder verpachtet hat, so kann sie ihn jederzeit reklamieren. Das Oberhaupt einer Familie ist in dieser Beziehung strikte an die Bestimmungen gebunden.

Gänzlich ungeklärt sind noch die sprachlichen Beziehungen zu den Nachbarstämmen, in dieser Beziehung ist noch alles zu erforschen. Die kulturelle Hebung des Landes schreitet vorwärts, und Kannibalismus, Menschenopfer und Kindesmord verschwinden allmählich.

Der Abhandlung ist eine vom Verfasser aufgenommene Karte beigegeben, die im Maßstabe von 1 : 200.000 gezeichnet ist, sich etwa 56 km ostwärts von Onitsha erstreckt, und als ganz provisorische Arbeit betrachtet werden muß, da die Hilfsmittel des Verfassers sehr dürftige waren; einen Fixpunkt hatte er in dem südöstlich von Onitsha gelegenen Awka, von hier aus wurde das Land in Dreiecke zerlegt. Die Winkel wurden mit Hilfe eines vierzölligen Cary Porter prismatic compass gemessen, die Entfernungen abgeschritten, manche zweimal. Besondere Sorgfalt konnte nur auf die Ortsnamen verwandt werden, da Basden mit der Sprache des Landes seit Jahren vertraut war.

—W—

Amerika.

Die Küstenentwicklung von Südgeorgien. Südgeorgien, das englische Kolonie und politisch den Falklandsinseln unterstellt ist, hat etwa 100 englische Meilen Länge bei 20 Meilen Breite und erstreckt sich vom 54. bis zum 55. Grad südlicher Breite, oder richtiger gesagt, überschreitet den ersteren in nördlicher Richtung ebenso-

weit, als es mit seiner Südspitze, Cap Disappointment, vom letzteren entfernt bleibt. Entdeckt wurde es 1675 von Antony La Roche und rund hundert Jahre später von Cook dem englischen Kolonialbesitze einverleibt. Das Land ist sehr gebirgig, seine höchste Erhebung, der Mount Paget, ist ungefähr 6000 Fuß hoch. Bei dem rauen Klima der antarktischen Inseln bleiben die Berge bis tief herunter mit Eis und Schnee bedeckt und in die tiefen Häfen münden Gletscher. Zu großem Teile sind die Bergabhänge sehr steil, oft senkrecht, und diese unwirtlichen Gegenden sind begreiflicherweise recht wenig besucht worden und ihre Vermessung und kartographische Aufnahme ließ sehr zu wünschen übrig. Darin hat die letzte Zeit einigen Wandel geschaffen, denn die englische Regierung sah sich veranlaßt, dort einen Vertreter zu etablieren, da verschiedene den Walfisch- und Robbenfang betreibende Gesellschaften den Norden und Westen der Insel regelmäßig besuchen und auf dem in der Mitte der Nordküste gelegenen Kap Saunders sogar ein vorzügliches Aze-tylenleuchtfeuer unterhalten, das bis auf 12 Meilen Entfernung in klaren Nächten gesehen werden kann. Der gegenwärtige Regierungsvertreter oder „stipendiary magistrate“, wie der offizielle Titel lautet, Mr. J. Innes Wilson, hat dem „Geographical Journal“ nähere Mitteilungen über die Insel gemacht und die von der Admiralität herausgegebene Karte durch zwei dort reproduzierte, im Maßstabe von 1 : 1,000.000 beziehungsweise 1 : 2,000.000 gehaltene Karten ergänzt, deren erste den wichtigeren westlichen Teil der Insel darstellt.

Fährt man von dem etwa in der Mitte der Südküste gelegenen Kap Nunes (die Wilsonsche Karte schreibt in einem Falle Newnes, was gewiß auf einem Irrtum beruht) in nordwestlicher Richtung ab, so ist der erste Hafen von Bedeutung der wohlgeschützte König-Haakons-Hafen, in den ein großer Gletscher sich ergießt, während die übrige Umgebung hohes Gebirge bildet. Sein westlicher Abschluß ist das Kap Demidoff, worauf der Wilsonhafen folgt, einer der besten in diesem Teile der Insel. Das Land in seinem innersten Teile ist flach, und mit dem hohen Tussockgras bedeckt. Darauf folgen drei weitere Buchten, die indessen der Schifffahrt nur wenig Schutz gewähren; sie heißen Southbay, Middlebay und Northbay; in allen drei begegnet man oft großen Massen von See-Elefanten, jener gewaltigen Robbenart der Antarktis. Oberhalb Middlebay findet sich ein etwa zwei Meilen in das Land hineinreichendes Plateau, das mit Tussockgras bewachsen ist. Weiter westlich folgt Schlieperbay und Coaling Harbour, beide ohne wesentliche Bedeutung, dann aber kommt Undinebay, sehr gesucht wegen der Wale und Robben. Westlich von Kap Alexandra, der Westspitze der Insel, liegt Bird Island, die Vogelinsel, die in ihrer ganzen nur vier Meilen betragenden Länge mit Tussockgras bestanden ist. Albatrosse, Pinguine und eine Menge anderer Vögel haben dort ihre Nistplätze. Noch weiter westlich liegt Wallis Island, eine gleichfalls vier Meilen lange Insel, die sich sehr steil aus der See erhebt; da und dort an der Küste findet sich Tussockgras, das Innere ist aber völlig steril. Fast genau östlich von Bird

Island liegt Kap North, die nördlichste Spitze der Insel, weiter östlich folgt das wenig südlicher gelegene Kap Buller, die westlichste Begrenzung des Allardyce-Hafens. Darauf folgt die Inselbai, Bay of Isles, die ihren Namen daher erhalten hat, daß sieben kleine mit Tussockgras bestandene Eilande vor ihrem Eingang liegen. Darauf folgt Kap Crewe, dann der durch eine vorgelagerte Insel noch besonders geschützte Prinz-Olaf-Hafen. Weiter nach Osten folgt die sehr tief eingeschnittene Possesionsbay, dann die viel seichtere Antarticbay, beide nach Nordosten offen; speziell in der letztgenannten gibt es gut geschützte Plätze; so hat die schwedische antarktische Expedition im Jahre 1902 dort geankert, an deren Schiff der Name erinnert. Die nämliche Richtung weist die benachbarte Fortunabay auf, die indessen sehr den Wogen des Ozeans ausgesetzt ist. An einer oder zwei Stellen münden große Gletscher, im übrigen ist die Umgebung mit Tussockgras bestanden. Dann folgt Kap Saunders, auf dessen Südostseite das eingangs erwähnte Azetylenlicht brennt. Weiterhin folgt südlich von Barff Point die geräumige St. Georgebay, die indessen mit anderen sonst guten Häfen dieser Küste den Übelstand teilt, daß sie zu sehr gegen Nordosten offen ist. Das gilt auch von der nun folgenden Royalbay, in deren Innerem ein kleiner Hafen liegt, dem die dort 1882—1883 lagernde deutsche Expedition den Namen Moltkehafen gab; zeitweise finden sich dort viele Robben. In südlicher Richtung von Royalbay folgt eine Landzunge, deren vorspringendster Punkt, Kap Charlotte, den östlichsten Punkt der Insel darstellt. Die dann folgende Sandwichbay weist auf der Karte noch eine punktierte innere Begrenzung auf, was auch von der südwestlich davon auf der Südseite der Insel gelegenen Nowossilskibay gilt, die tief in das Land einschneidet, sich dann innen erweiternd. Südlich von der Sandwichbay finden sich noch einige unbekannte Buchten, teilweise mehr oder minder durch kleine Inselchen geschützt, und dann springt das Land noch einmal fast genau so weit östlich vor wie Kap Charlotte, indessen trägt dieses Kap keinen Namen. In ungefähr einer Meile Abstand liegt die kleine Cooperinsel, die, mit Tussockgras bewachsen, sich hoch aus dem Meere erhebt. Eine noch kleinere Insel, Green Island, liegt südlich von Kap Disappointment. Die beträchtliche Strecke von hier bis Kap Nunes ist kartographisch noch sehr wenig bekannt.

W

Ein Schlammvulkan bei Trinidad. Das „Geographical Journal“ veröffentlicht einen Bericht der „Port of Spain Gazette“ vom 7. November 1911, wonach im Süden der Insel, anderthalb Meilen von Chatham und dreieinhalb von Erin am Morgen des 4. November sich eine Schlammbank von 50 Fuß Länge und der halben Höhe aus dem Meere erhob. Gegen Abend beobachtete man aus der Nähe von Erin, daß das Eiland plötzlich aufriß und eine Flamme mehrere hundert Fuß hoch in die Luft schlug, worauf sich das Ganze in einen dichten Qualm hüllte, der alsbald eine schöne schwefelgelbe Färbung annahm

und selbst auf diese Entfernung sich durch einen intensiven stechenden Geruch — zweifellos schweflige Säure — verriet. Stellenweise wurde er so stark, daß die Bewohner zu ersticken befürchteten. Darauf folgten laute Detonationen, die man längs der Küste weithin vernahm und die zu den wildesten Gerüchten Veranlassung gaben, wie nur allzu begreiflich, nachdem wenige Jahre vorher auf einer verhältnismäßig benachbarten Insel, auf Martinique, der Ausbruch des Mont Pelée die Bewohner von St. Pierre einem grauenvollen Tode übermittlelt hatte. Am folgenden Morgen fuhr der Gouverneur, der oberste Richter und einige andere Herren per Dampfer von Port of Spain ab, um die neue Insel zu besichtigen. Zunächst trat sie in Gestalt eines schwarzen Streifens hervor, aus der Nähe machte die Oberfläche einen eigenartig körnigen, stellenweise wabenartigen Eindruck. Schwere See hätte beinahe die Landung vereitelt; der Schlamm war stellenweise noch weich oder doch nur mit einer dünnen Erstarrungskruste bedeckt. Am Nordende fanden sich zwei Krater, deren einer fast kreisrund war und einen Durchmesser von sechs Fuß hatte; er stellte eine heiße Quelle dar, aus der beständig Schlamm, Gas und Dampf ausgestoßen wurde. Man gewann den Eindruck, daß die ganze Insel, deren Area auf etwa zweieinhalb Acres geschätzt wurde, in kürzester Zeit von den Wellen weggespült sein werde.

Zwei Monate später brachte das nämliche Journal ergänzende Mittheilungen, die durch photographische Abbildungen illustriert waren. Die erste Entdeckung erfolgte bereits am 6. November durch einen Matrosen, und am folgenden Tage erschien schon die Polizei, um ein Warnungszeichen aufzurichten, kam indessen nicht zu ihrem Ziele, da sie es für vorteilhaft erachtete, anlässlich der kochenden See und der unterseeischen Geräusche sich aus dem Gefahrenbereich zu verziehen. Das war ihr Glück, denn kurz darauf erfolgte die oben beschriebene Explosion; nach ihrer Angabe konnte die Feuersäule etwa zehn Minuten lang beobachtet werden; sie war selbst in dem 50 englische Meilen entfernten Port of Spain noch zu sehen. Der Gouverneur war eigentlich dorthin gefahren, um den Union Jack zu hissen und somit feierlich Besitz von der neuen Insel zu ergreifen, allein dieser staatsrechtliche Akt erschien überflüssig, da sie noch innerhalb der Dreimeilenzone gelegen ist. Ein amerikanischer Geologe, der sie am 9. November besuchte, fand den Schlamm erhärtet und vier Krater in Tätigkeit; die Größe wird von ihm nur mehr auf drei Acres angegeben, die höchste Erhebung auf $12\frac{1}{2}$ Fuß; am folgenden Tage beobachtete der Kapitän des englischen Kriegsschiffes Kennet Kratertätigkeit; aus einem ertönte ein sonderbarer Klang, der einigermaßen an eine Huppe erinnerte; aus Spalten wurde Schlamm bis in eine Höhe von 15 Fuß emporgeschleudert, die Erde war in der Nähe sehr warm. Einige Wochen später, am 23. Dezember, fand ein Mr. Whiteman alle Krater in Untätigkeit; als erste Lebewesen wurden Vögel beobachtet und er spricht auch die Vermutung aus, daß sie die erste Vegetation auf die Insel bringen werden, was übrigens den anderwärts gemachten Erfahrungen nicht entspricht,

indem die Sporen von Farnen, Algen, Moosen etc. durch den Wind auf neu entstandene vegetationslose Flächen gebracht werden, ferner manche Früchte durch Meeresströmungen; dann erst kommen Vögel in Betracht. Whiteman fand die Spitze der Insel wieder etwas gehoben, er gibt sie mit 18 Fuß an, doch mag diese Angabe mit den Gezeiten zusammenhängen. Die Beschaffenheit eines Ufersaumes von 50 Fuß Breite, der sich im Norden und Westen gebildet hatte, wies darauf hin, daß die Insel noch im Wachsen begriffen war; außerdem war dadurch der weiche Schlamm vor der Wirkung der Brandung geschützt und so die Insel in Sicherheit — falls nicht eine neue vulkanische Explosion sie zerstört. Sämtliche Beobachter stellten das Vorkommen von Schwefelkies in dem Schlamm fest. In geologischer Beziehung scheint sie auf dem Kamm der südlichen Antiklinale von Trinidad zu liegen und daher längs der Linie ölführender Schichten, wie sie sich auf der großen Insel finden. In einem in der „Science“ erschienenen Artikel aus der Feder Robert Andersons von der nord-amerikanischen geologischen Landesanstalt wird darauf hingewiesen, daß eigentliche vulkanische Phänomene auf der neuen Insel nicht beobachtet wurden und daß die ganze Eruption nichts anderes darstellte als das Entweichen von großen Gasmassen, die in den unter Wasser liegenden Schichten eingeschlossen waren. Der genannte Geologe hatte Gelegenheit, auf Trinidad zahlreiche Gasvulkane zu beobachten, die sich im südlichen Teile befinden, und kleine Eruptionen sind dort etwas ganz Gewöhnliches, während große Ausbrüche nur dann und wann vorkommen. Die Gesteinsschichten, in denen das Gas eingeschlossen ist, bestehen aus Sand und Ton: Oxydation solcher ausbrechender Gase kommt nur sehr selten vor und kann vielleicht auf Funken zurückgeführt werden, die bei der starken Reibung von Gesteinen entstehen, oder auf elektrische Funken, wie sie ja auch während des Ausbruches des Mont Pelée beobachtet wurden. — W —

Die Zunahme der Neger in den Vereinigten Staaten. Wie die Volkszählung des Jahres 1910 ergibt, entfallen auf 1000 Einwohner der Vereinigten Staaten 889 Weiße und 107 Schwarze; die übrigen 4 sind Indianer, Chinesen und Japaner. Vor dreißig Jahren war das Verhältnis ein anderes, es kamen auf 865 Weiße 131 Schwarze, das Zahlenverhältnis hat sich somit seit 1880 sehr zugunsten des weißen Mannes verschoben. Diese Verschiebung macht sich natürlich ganz besonders in den Südstaaten geltend, da von den 9,828.000 Negern 8,749.000 in den Südstaaten wohnen. Es wäre jedoch nach den Ausführungen der „Neuen Zürcher Zeitung“, denen wir hier folgen, gänzlich verfehlt, aus dem prozentuellen Rückgang der Schwarzen einen Schluß auf ein allmähliches Aussterben ziehen zu wollen; die weiße Rasse vermehrt sich zwar stärker, aber diese Vermehrung rührt fast zur Hälfte von der Einwanderung her. Im Laufe der letzten dreißig Jahre hatte sich der weiße Volksteil nahezu verdoppelt, er ist von 43 Millionen auf deren 81 angewachsen, aber in dieser Zunahme von

38 Millionen stecken 18 Millionen Eingewanderte. Zieht man diese 18 Millionen ab, so würde das den Anteil der weißen Bevölkerung ganz wesentlich verringern; dazu kommt noch, daß diese Einwanderer einen ganz bedeutenden Nachwuchs haben, und so verschlechtert sich das Verhältnis noch mehr. Die Neger sind in der gleichen Zeit von 6 Millionen auf über 9 Millionen angewachsen, eine Zunahme von erheblich mehr als 50 Prozent, bei welcher die Einwanderung so gut wie gar keine Rolle spielt; sie haben also eine sehr bedeutende Lebensfähigkeit bewiesen und sind de facto fruchtbarer als die Weißen. Nun haben die Vereinigten Staaten aus allgemein volkswirtschaftlichen Gründen in den letzten Jahren die Einwanderungsgesetze bedeutend verschärft, und die Niederlassung von einer Reihe von Bedingungen abhängig gemacht, denen viele Europamüde nicht entsprechen können. Als Folge hat sich ein Zurückgehen der Einwanderung von Jahr zu Jahr geltend gemacht; voraussichtlich wird dieser Rückgang noch andauern, zumal eine weitere Erschwerung auf gesetzlichem Wege in Aussicht steht. Dem stehen Verhältnisse gegenüber, wie sie sich bei den Negern mehr und mehr geltend machen: als vor einem halben Jahrhundert die Negerbefreiung in den Südstaaten durchgeführt wurde, was bekanntlich nicht ohne die heftigsten Kämpfe geschah, — es sei nur an den Sezessionskrieg erinnert — da waren die Neger eben Freigelassene mit sehr geringen Mitteln, meistens wohl überhaupt ohne solche, und standen als Proletariat mit einem Minimum von Bildung, mit den schlechtesten sanitären Verhältnissen ringend, einem mit Erbitterung geführten Rassenkampf gegenüber, der bekanntlich auch heute noch oft genug seine blutigen Opfer fordert, wie die Zeitungen vielfach berichten. Allein heute haben sich viele Negerfamilien in sehr günstige wirtschaftliche Verhältnisse emporgearbeitet, die gesundheitlichen und sozialen Zustände sind ganz andere geworden, und diese Momente, die bei einem Rassenkampf von so hoher Bedeutung sind, werden mehr und mehr zur Geltung kommen. So ist es ganz zweifellos, daß die Neger in den Vereinigten Staaten alles andere als das Schicksal der Indianer teilen werden, und der Traum so vieler weißer Nordamerikaner, daß das ganze Land eines schönen Tages von einer einzigen weißen Bevölkerung bewohnt sein werde, ist in das Reich der Utopien zu verweisen. Der Neger betreibt dort eine Bildungsarbeit, von der man außerhalb des Landes kaum eine Vorstellung hat, und dieser verdankt er ein ganz bedeutendes Anwachsen seines Einflusses, an dem die lokalen Streitigkeiten in den Südstaaten auf die Dauer nicht viel zu ändern vermögen. Noch ungünstiger gestaltet sich die Frage für den Weißen, wenn man sich auf die Seite derjenigen stellt, die behaupten, daß die Ergebnisse der amerikanischen Volkszählungen recht wesentlich durch Wünsche beeinflusst seien, indem sie um bis zu 20 Prozent über die richtigen Zahlen hinausgehen: tatsächlich wurde das für eine ganze Reihe von Städten bald nach der Zählung nachgewiesen, von anderen muß die Fälschung zugunsten der weißen Rasse als unzweifelhaft durchgeführt angenommen werden.

Australien.

Staniforth Smiths Reise in Britisch-Neuguinea. Der Administrator des Territory of Papua hat in den Jahren 1910—11 eine 15wöchentliche Expedition ins Innere unternommen, über deren wichtige geographische, geologische und ethnographische Ergebnisse er vor der Londoner Geographischen Gesellschaft berichtet hat. Die Reise ging den Aird-Kikor-River aufwärts, zunächst auf den 8000 Fuß hohen Mount Murray (zirka $6^{\circ} 40'$ s. Br., $143^{\circ} 50'$ ö. L. v. Gr.), also nahe dem Punkte, an dem die Expedition Mackay-Little, vom östlicheren Purari-River kommend, im Jahre 1908 am Styx-River umgekehrt war (siehe diese „Mitteilungen“ 1911, S. 645). Von da ging es im großen ganzen am Südhang der Zentralkette entlang in westlicher Richtung bis etwa $142^{\circ} 30'$ ö. L. ($6^{\circ} 20'$ s. Br.), wo ein großer Fluß erreicht wurde, der zuerst für den Strickland-River (einen linken Nebenfluß des Fly-River), dann für den Bamu gehalten wurde, sich aber schließlich als der Kikor herausstellte. Dieser Strom entwässert daher das ganze Zentralgebirge östlich vom Strickland-River bis zum Purari und das ihm südlich vorgelagerte Hochplateau von zirka 12.000 Quadratmeilen. Das niedrigste Tal, das die Expedition auf dem Ostwestmarsche überquerte, lag in über 2000 Fuß Seehöhe. Das alluviale Hügelland im Westen und Süden dieses Plateaus wird hauptsächlich vom Fly-River (mit seinem Nebenfluß, dem Strickland), dem Bamu und Turama entwässert. Von den übrigen Ergebnissen der Expedition seien nur die ethnographischen erwähnt.

Die Bevölkerung ist spärlich, mit geringen Ausnahmen bloß in einzelnen Kommunalhäusern mit 10—70 Personen Fassungsraum angesiedelt. Somatisch bestehen Verschiedenheiten, die auf Mischung zweier Elemente, des papuanischen und melanesischen, schließen lassen: es besteht ein dunkler, dolichocephaler Typus, der häufig durch seine Nasenform semitischen Gesichtsausdruck erhält, und ein heller, dessen Angehörige intelligenteren, lebhafteren Eindruck machen und schmuckliebender scheinen. Dieser lichte Typus ist fast überall in der Minorität. Es scheint, daß die Melanesier allmählich in die schwach bevölkerten Gebiete der papuanischen Bevölkerung vorgezogen sind, ohne auf großen Widerstand der spärlichen Bewohner zu stoßen. Sprachlich bestehen große Differenzen, leider brachte Smith kein Vokabular mit. Der Gesundheitszustand scheint gut zu sein, auch Hautkrankheiten sind selten. Männer und Frauen gehen bekleidet; die Männer mit einem an dem Rindengürtel befestigten Lappen, die Frauen mit Hüfttüchern aus Rindenstoff. Das Haar tragen die Männer rückwärts lang, in Klümpchen und Rollen zusammengeklebt. Bei Krieg und festlichen Gelegenheiten bemalen sie sich gelb, rot oder schwarz. Die Frauen haben auch Mäntel von Rindenstoff, die vom Kopf bis auf den Boden reichen. Die Bevölkerung ist nicht nomadisierend, die Häuser zeigen eine gewisse Solidität und Geräumigkeit; sie stehen auf 10—12 Fuß hohen Pfählen. Am Sambregi-Fluß beobachtete die Expedition in 6000 Fuß

Seehöhe vortreffliche Bewässerungsanlagen der Kulturen. Da vielfach Seemuscheln und etwas Eisen im Besitz der Eingeborenen vorgefunden wurden, zu denen bisher noch kein Europäer gedrungen war, ist auf einen indirekten Handel bis an die Küste zu schließen. Sichere Anzeichen von Kannibalismus waren nicht zu finden. Die Toten werden begraben, später werden die Knochen wieder ausgegraben und auf Gestellen aufbewahrt. Tätowierung und Ziernarben wurden nicht beobachtet. Kochgefäße sind unbekannt. Die Waffen sind Bogen, Speer (für Schweinejagd), Keule; selten sind Steinkeulen; der rechte Unterarm des Bogenschützen ist durch eine geflochtene Manschette geschützt. Zum Feuermachen wird ein Stück trockenen weichen Holzes gespalten und ein Stück Rindenstoff eingeklemmt; unter dem Holz, auf das der Mann sich stellt, wird ein Rohrstück durchgezogen und dasselbe an beiden Enden kräftig hin- und hergezogen. Das Holzstück reibt sich durch und in 10—15 Sekunden brennt das Rindenstoffstück.

L. Bouchal.

Allgemeines.

Das Telephonnetz der Erde. Einer amerikanischen Zusammenstellung zufolge gab es am 1. Januar 1910 10,250.000 Sprechstellen, die durch 3,850.000 km Leitungen verbunden sind. Davon entfallen auf Amerika 7,407.000 Sprechstellen und 2,625.000 km Leitungen, für Europa lauten die runden Zahlen 2,627.000, beziehungsweise 1,150.000. Siebzig Prozent aller Sprechstellen der Erde und 65 Prozent aller Leitungen liegen in den Vereinigten Staaten. Nach der Zahl der Sprechstellen geordnet folgen Deutschland (940.969), Großbritannien (615.900), Kanada (239.200), Frankreich (211.300), Schweden (171.400) und Rußland (155.715). Ganz anders gestaltet sich die Reihenfolge, wenn man die Staaten nach der Zahl der auf je 100 Einwohner entfallenden Telephone ordnet. Darauf kommen in den Vereinigten Staaten 7·6 Sprechstellen, in Kanada 3·7, Dänemark 3·3, Schweden 3·1, Neuseeland 2·6, Norwegen 2·3, Schweiz 2, Neusüdwaless 1·6, Deutsches Reich 1·5, England 1·3, Belgien 0·6, Frankreich 0·5 und Österreich-Ungarn 0·3.

—R—

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1911

Band/Volume: [55](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen. 475-486](#)